

◆ Beinert, Wolfgang: *Tod und jenseits des Todes*. (Topos plus, Bd. 355) Pustet, Regensburg 2000. (147) TB. Euro 8,90.

In diesem Taschenbuch behandelt der emeritierte Regensburger Dogmatiker in leicht verständlicher Weise die Grundfragen und Antwortversuche katholischer Eschatologie. Er widmet dem Tod als allgemein-menschlicher Grenzerfahrung breiten Raum, kommt auf medizinische und biologische Aspekte zu sprechen und skizziert überblicksartig, wie andere Religionen den Tod und das Leben nach dem Tod zu fassen suchen. Beinert erläutert in groben Zügen und doch mit großer Präzision, was der Tod aus christlicher Perspektive bedeutet und wie Fegefeuer, Himmel und Hölle in der Vergangenheit erklärt wurden und heute neu zu umschreiben sind. Ein wichtiges Anliegen ist ihm die bei aller Unterschiedenheit tiefliegende Einheit von Leib und Seele. Während der Körper vergeht, führt Gott Leib und Seele zur Vollendung: „Beide sind nun nicht mehr schadlos trennbar; geschieht dies trotzdem, zerbricht das, was ‚Mensch‘ heißt und ist“ (58). Dabei verschweigt Beinert nicht die verschiedenen Deutungen von Katholiken und Evangelischen: „Während die römisch-katholische Eschatologie ein Weiterleben des Subjektes Mensch in irgendeiner Weise betont, neigen viele evangelisch-lutherische Theologen dazu, einen Ganztod des Menschen anzunehmen, der erst am Jüngsten Tag wieder von Gott neugeschaffen werde“ (138). Gegen diese protestantische Position wendet sich der Autor mit klaren Worten: „Wenn im Tod wirklich der Mensch vernichtet würde bis zu einer Neuschöpfung bei der Vollendung, würde dann sich Gott nicht doch als untreu erweisen und seine Liebe für diesen, in der Welt heute existierenden Menschen widerrufen? Dann aber bricht der Hinter-Grund aller Auferweckungstheologie in sich zusammen“ (60).

Die weit verbreitete Tendenz, die Hoffnung auf die jenseitige Welt individualistisch auf die einzelne Person und ihre Vollendung bei Gott zu begrenzen, ist auch in vorliegender Veröffentlichung auszumachen. Die christliche Verheißung besagt immerhin, dass die gesamte Schöpfung in das Reich Gottes heimgeholt wird und der Einzelne zur Gottesgemeinschaft gelangt, insofern das Heil der ganzen Menschheit erwartet werden darf, ja muss. Dies vielleicht nicht genügend entfaltet zu haben, soll aber nicht wirklich dem Büchlein vorgeworfen wer-

den: Es kann und will nicht mehr sein als eine allgemein zugängliche Erstinformation über Tod und Auferstehung des Menschen. Für Theologiestudenten wird es daher insgesamt kaum als Ersatz für ausführlichere Abhandlungen der Eschatologie dienen können, obwohl gerade die Einbeziehung von Kunst und Dichtung auch für die Fachtheologie neue Gedankenanstöße bereithält. Die Anlage des Buches selbst ist schließlich sehr benutzerfreundlich: Die vielen Abbildungen, schematischen Darstellungen und drucktechnisch herausgehobenen Texte illustrieren und veranschaulichen den Inhalt; Fachtermini, ohne die auch eine solche Darstellung nicht auskommen kann, werden am Ende des Buches erklärt; ein Register führt die Namen sowie die wichtigsten Stichworte mit der jeweiligen Seitenzahl an.

*Kremsmünster Bernhard A. Eckerstorfer OSB*

◆ Jorissen, Hans: *Der Beitrag Alberts des Großen zur theologischen Rezeption des Aristoteles am Beispiel der Transsubstantiationslehre*. (Albertus-Magnus-Institut Bonn: Lectio Albertina, 5) Aschendorff, Münster 2002. (18) Kart. Euro 9,20.

In einem sehr komprimierten Beitrag setzt sich Hans Jorissen, emeritierter Professor für Dogmatik an der Universität Bonn, mit einer – aus heutiger Sicht – ziemlich fremden Thematik auseinander: der Entwicklung der Lehre von der „Transsubstantiation“ bei Albert dem Großen (ca. 1200–1280), einem der maßgeblichen Theologen des Hochmittelalters und Lehrer des Thomas von Aquin.

Zwei Jahrhunderte nach dem „Zweiten Abendmahlsstreit“ (der bekanntlich damit endete, dass Berengar von Tours im Jahr 1079 seine – als „Symbolismus“ qualifizierte – Eucharistielehre widerrufen musste [vgl. seine *professio fidei*: DH 700]) sowie wenige Jahrzehnte, nachdem die Philosophie des Aristoteles im Abendland bekannt geworden war (vor allem durch die Artistenfakultät an der neugegründeten Pariser Universität, die sich im 13. Jahrhundert mit mehreren Verboten der Rezeption des Aristoteles konfrontiert sah), versuchte Albertus Magnus eine Lösung auf die Frage zu finden, worin die Akzidentien von Brot und Wein existieren, wenn durch die sakramentale Gegenwart Jesu eine Veränderung der „Substanz“ (ohne die – nach aristotelischer Auffassung – Akzidentien kein Subjekt haben) eingetreten ist. Wie

kann also transsubstantiatio (diesen Begriff verwendete bereits das Vierte Laterankonzil 1215 [vgl. DH 803]) „a tota substantia panis et vini in totam substantiam corporis et sanguinis Iesu Christi“ (IV Sent. d. 11 a.1, Ed. Paris 29, 266sq [vgl. 5]) philosophisch schlüssig und theologisch verantwortbar gedacht werden?

Nach Albertus Magnus sind die Akzidenzien – vermittelt durch die Trägerfunktion der Quantität – in der „virtus divina“ (11) gehalten. In seinem Spätwerk *De corpore domini* allerdings vertritt Albert – im Zuge seiner Kommentierung von *De anima* des Aristoteles – eine andere Auffassung: Das Sein der Akzidenzien ergibt sich aus ihrer Zeichenfunktion – analog der Wahrnehmungsbilder (*species*), denen ein „vom materiellen Gegenstand abstrahiertes immaterielles Sein“ (16f) im Sinn eines „esse spirituale“ zukommt.

Alberts Bemühen, „die Möglichkeit der subjektlosen Seinsweise der sakramentalen Akzidenzien rational zu vermitteln“ (18), ist ein Beispiel dafür, wie ein Theologe eine Fragestellung des kirchlichen Lebens (die Frage nach der somatischen Gegenwart Jesu Christi im Sakrament) mit den Kategorien eines ihm zugänglichen und aktuellen Paradigmas der Philosophie (in diesem Fall des aristotelischen Substanzbegriffs) intellektuell zu verantworten sucht. Um diese Anstrengung des Begriffs kommt keine Rechenschaft des Glaubens herum.

Salzburg

Franz Gmainer-Pranzl

♦ Müller, Gerhard Ludwig: *Priestertum und Diakonat. Der Empfänger des Weihe sakraments in schöpfungstheologischer und christologischer Perspektive*. Johannes Einsiedeln, Freiburg 2000. (192) Geb.

Der im Oktober 2002 zum Bischof von Regensburg ernannte ehemalige Professor für Dogmatik in München bezieht in diesem Sammelband Stellung zur Theologie des Weihe sakramentes. Das Buch setzt sich aus vier bereits früher publizierten Beiträgen zusammen, die jedoch für die vorliegende Veröffentlichung erheblich erweitert wurden. Die leitende Fragestellung ist die nach dem Empfänger der Weihe, das heißt nach der anthropologischen, schöpfungstheologischen und heilsgeschichtlichen Begründung der kirchlichen Praxis, derzufolge nur Männer die Priester- und Diakonatsweihe gültig empfangen können. Müller ringt in einer

für sein Empfinden von den Sakramenten entfremdeten Zeit nach einer nachvollziehbaren Begründung für die den Männern vorbehaltene Weihe, die sich zwingend aus dem sakramentalen Wesen und dem Stiftungswillen Jesu Christi für das kirchliche Amt ergeben würde. Die vier Kapitel erschließen die beständige Lehre und Praxis der katholischen Kirche (1994 in *Ordo sacerdotalis* bestätigt); sie beschreiben und begründen mit vielen Belegstellen die verbindliche Glaubenslehre und das Amtsverständnis des II. Vatikanums. Nicht psychologische oder soziologische Erkundungen, sondern ekklesiologische und christologische Begründungen untermauern – besonders auf der Grundlage biblischer und frühkirchlicher Quellen – die kirchliche Position.

Im ersten Beitrag „Frauen sind Kirche. Eine Herausforderung an die Ekklesiologie der Gegenwart“ (13–25) bekräftigt der Verfasser mit Nachdruck die kirchliche Auffassung von der Gottebenbildlichkeit aller Menschen: die geschlechtsbedingten Unterschiede von Männern und Frauen sind positiv zu bewerten, und ihnen kommt die gleiche göttliche Würde zu. Es dürfe nicht um Geschlechterkampf, Vorherrschaft und Prestige gehen und auch nicht darum, die kirchlichen Dokumente aus der Sicht moderner emanzipatorischer Haltungen unter einer Hermeneutik des Verdachts zu interpretieren.

Der zweite Beitrag trägt den Titel „Wer empfängt das Weihe sakrament in den Stufen des Priestertums und des Diakonats?“ (26–48), beschäftigt sich aber im Grunde mit der (Un-)Möglichkeit der Frauenordination. Insbesondere setzt sich Müller mit der umfangreichen Dissertation von Dorothea Reininger auseinander (Diakonat der Frau in der einen Kirche, Ostfildern 1999), in der zumindest die Weihestufe des Diakonats für die Frau propagiert wird. Obwohl er diese Arbeit insgesamt würdigt, stellt er ihr gegenüber heraus, dass seit der frühen Kirche Episkopen-, Presbyter- und Diakonenamt aufgrund ihrer gemeinsamen Teilhabe an der Sendung Christi zusammengehören. Deshalb sei die historisch bezeugte Diakonissinnenweihe, die in einer Art Segnung zu einer kirchlichen Aufgabe bestand (Taufassistentin bei Frauen, Krankendienst), immer von der sakramentalen Diakonenweihe strikt unterschieden worden. Bedauerlicherweise tangiert der Verfasser nur oberflächlich und subjektiv die weit konkretere Auseinandersetzung anderer dogmatischer Ansätze, zum Beispiel von Peter Hünemann, und